



Wochenschrift der Wiesbadener Zeitung.

Nr. 5

Wiesbaden, den 31. Oktober 1915.

4. Jahrgang.

Inhaltsangabe:

„Das kannst du nicht mehr.“ von H. Arnold. — „Heut' ist's ein Jahr.“ von H. Thörner. — „Hinter unserer Front in Blandern.“ von H. Brausewetter. — „Das Lied von unsrer Kompanie.“ von H. Dieh. — „Altkassanische Geselligkeitserei.“ von R. Schäg. — „Schlitter Tod.“ von R. Blüthgen. — „E. Doepler der Jüngere.“ von G. Kolbemann. — „Der der Verlobung.“ von M. Walling. — „Bilderbogen fürs Haus.“ — „Lustige Gde.“

Zum Geleite.

Die Musik tut eine unbeschreibliche Wirkung auf mich — oft ist's wie eine Krankheit — aber nur periodisch. Eine bewegliche, nicht gerade traurige Musik, oft eine fröhliche, kann mir manchmal mein Innerstes lösen. Da versink' ich in die wehmütigsten Phantasien, wo ich die ganze Welt küßend voll Liebe umfassen möchte, wo mir das Kleinliche und Schlimme in seiner ganzen Nichtigkeit und wo mir alles in einem andern, verstärkten Lichte erscheint. Würste.

Das kannst du nicht mehr.

Von Hans Arnold.

Ich saß vor einigen Tagen im Erfrischungsraum eines Warenhauses und beobachtete so halb in Gedanken die verschiedenartigen Persönlichkeiten, die meinen vorübergehenden Aufenthalt teilten und wie Erscheinungen im Spiegelbild einer *Laterna magica* kamen und wieder verschwanden.

An einem Tischchen neben mir hatten einige Damen Platz genommen, von denen besonders die eine mich auf den ersten Blick interessierte. Es war eine alte, einfach, aber höchst sorgfältig gekleidete Frau, in deren lebenswürdiges, sanftes Gesicht das Leben mit seinem mächtigen Griffel schon ein Netz zahlloser, feiner Fältchen und Runzeln hineinschraffiert hatte. Aber aus diesem alten Gesicht sahen zwei blaue Augen noch mit einer gewissen, rührenden Frische und Naivität in eine Welt hinein, die ihr, und der sie anscheinend noch immer allerlei zu sagen hatte! — Ihre beiden Begleiterinnen waren große, höchst modern gekleidete, elegante Damen. Beide schienen mir nicht so recht zu der Mutter — denn ihre Mutter war die alte Dame augenscheinlich! — zu passen; ich kann selbst kaum sagen, warum ich diesen Eindruck hatte.

Ich hörte aber, wie die eine der beiden Töchter zu der andern sagte: „So, Karoline, nun wollen wir uns noch die Ausstellung der Biedermeierpuppen ansehen, die sollen so besonders reizend sein!“

In den Augen der alten Dame leuchtete eine wahrhaft kindliche Freude auf: „Ach ja, ja!“ rief sie eifrig und glücklich. „die möchte ich auch so gern sehen!“ und sie erhob sich schon, wenn auch ein wenig steif und mühselig von ihrem Platz. „Nein, nein, Mutter, das lasse nur!“ erwiderte die eine der beiden Töchter mit einiger Ungeduld im Ton, „du wirst dann wieder müde, und wir müssen alle drei umkehren — das kenne ich schon! So etwas kannst du doch nicht mehr!“

Die alte Frau ließ sich langsam auf ihren Stuhl zurück-sinken. Sie antwortete keine Silbe — aber ihr Gesicht,

das eben noch in harmloser Fröhlichkeit gestrahlt hatte, wurde ganz still. Es war, als ob über einem freundlichen Landschaftsbilde die Sonne plötzlich untergegangen wäre. Die beiden eleganten Töchter rauschten plaudernd und lachend davon — keine von beiden wandte auch nur den Kopf, um der alten Mutter noch einmal tröstlich zuzunicken. Die saß und blickte ihnen ernsthaft nach, sie nickte ein paar-mal mit dem Kopf, dann sah sie still und geduldig vor sich hin, sah, wie ihr langsam eine Träne über die Wange lief, die sie, wie über sich selbst bestürzt, schnell abtrocknete und sich ängstlich umfah, ob sie auch niemand beobachtet hätte.

Ich mußte weiter und konnte nicht, wie ich es so gern getan hätte, mit einem Wort des Verständnisses und der Sympathie das kleine, goldne Sädchen zwischen uns knüpfen, das sich oft in ein paar Augenblicken webt. Ich konnte sie nur im Vorübergehen so liebevoll anblicken, wie mir zumute war. Sie schien mich ganz gut zu verstehen, denn sie nickte mir mit einer wehmütigen Freundlichkeit zu, die mir tief zu Herzen ging.

„Das kannst du nicht mehr!“ Diese Worte gingen mir den ganzen Tag nach, ich wurde sie nicht los, wo ich ging und stand, und sie verwandelten sich in meinen Augen in kleine, höhnische Dämonen, die dem Alten, dem Kraftlosen vor die sonnigen Bilder, die ihm den in die Nacht herüber-dämmernden Abend noch ab und zu erhellen möchten, einen mißfarbenen Schleier ziehen! Diese Dämonen verdunkeln hier einen freundlichen Augenblick — trüben dort eine unschuldige kleine Freude und stehen an jeder Wegbiegung mit häßlichem warnendem Krächzen: „Bleibe stehen — lehre um — das kannst du nicht mehr!“ Es ist mir schon des öfteren aufgefallen, wie Menschen, teils aus Herzens-roheit, teils aus unbefangenen Egoismus, der ja das Kennzeichen und bis zu einem gewissen Grade das Recht der Jugend ist, alte Leute beiseite schieben — oder auch stoßen! Wie sie ihnen die eigne Kraft, die eigne Lebensfülle unter

die Augen halten, gleich jenen Früchten, nach denen der verschmachtende Tantalus zu greifen verurteilt war, ohne sie jemals erhaschen zu können!

Es ist ja der Welt Lauf, daß alle Menschen auf das Verzichteten angewiesen sind, und es ist in mancher Weise gar nicht so schwer, „die Außenposten einzuziehen“, wie es sich die Jugend denkt. Die nachlassenden Kräfte sprechen schon ganz ungefragt und ganz von selbst ihr mächtiges „Halt!“, wenn man dieses oder jenes noch tun, sehen oder genießen möchte! Aber es heißt auch hier wieder: „Daß ich trag' Todeswunden, das ist der Menschen Tun — Natur ließ mich gesunden, sie lassen mich nicht ruhn!“ Die Natur nimmt uns Alten klar, unerbittlich, aber oft auch mit sanfter Hand eins nach dem andern — sie zeigt uns die Welt in der schleierblauen Beleuchtung des Spätherbstes: „Siehst du, mit Laub und Blumen, mit Früchten und Grashalmen mache ich es ebenso, wie mit dir — der Sommer geht zur Ruhe — aber der Winter kann auch noch ganz still und gemüthlich werden, bis alles eingeschlafen ist, und du mit allem!“ Steht aber ein Mensch neben mir, der unablässig sagt und erinnert: „Das ist nichts mehr für dich — das lasse nur — das können eben alte Leute nicht mehr!“ oder, wie ich es selbst erlebte, daß eine Tochter, gar nicht aus böser Meinung, sondern aus einfacher, egoistischer Gedankenlosigkeit in Gegenwart und Hörweite ihrer alten Mutter sagte: „Nein, ich möchte nicht alt werden! Ich denke mir es zu entsetzlich, alt zu sein. Was hat denn so ein alter Mensch vom Leben?“ — Bei solchem Anlasse fragt man sich unwillkürlich: „Was sollen und was bedeuten solche Aeußerungen?“ Oder was soll man dazu sagen, wenn ein alter Herr, eine alte Frau die gleiche Geschichte zwei-, dreimal erzählt und eine Tochter oder Enkelin sie mit den Worten unterbricht und beschämt: „Ja, ja, die Geschichte hast du vor einer Viertelsunde schon einmal erzählt.“ Wie oft huscht bei solcher Gelegenheit ein gequälter, gedemüthigter Zug über solch ein altes Gesicht, der dem, der ihn hervorrief, vielleicht später ein bitterer Stachel sein wird, wenn sich die Augen geschlossen haben, die ihn so ängstlich ansahen! Wozu den Alten immer wieder daran erinnern, daß er alt ist — daß er „nicht mehr kann“, wie er sollte und möchte? Wer alt ist, merkt es schon ganz von selbst — er merkt die schwindende Sehkraft, die nachlassende, geistige Fähigkeit — und für mich hat das Anklammern an die Jugend im guten Sinn etwas unbeschreiblich Ergreifendes! Wen rührt es nicht, wenn ein Greis — eine Greisin bestrebt ist, sich geistig auf der Höhe zu halten — wer sieht nicht bewegten Herzens die Glückseligkeit mit an, die ein alter Mensch empfindet, wenn er die oder jene körperliche Leistung noch vollbringt — wenn ihm eine schöne Handarbeit glückt? „O ja, das kann ich noch!“ Diese Worte haben in sich schon ein Pathos für den, der den Unterton darin hört! Ist es manchmal eine Selbsttäuschung, eine freundliche Illusion, so schadet sie doch niemand! Solche Illusion macht den engen Raum, in dem sich der alte Mensch mehr und mehr bewegen muß — körperlich und geistig — freundlich wie ein später Sonnenstrahl! Solche Selbsttäuschung schmückt ihm das kleine Zimmer nicht nur mit den Erinnerungen vergangener, schöner Zeiten — nein, auch mit den frischen Blumen der Gegenwart und zeigt ihm auf Schritt und Tritt „du gehörst noch dazu, du bist noch bei uns — wir wollen dich noch, wir brauchen dich noch.“ Aber wie oft wird die Großmutter, die alte Tante, der Urgroßvater eben nur als ein Ueberrest betrachtet, den man duldet, weil er eben noch da ist — aber dessen Anrechte und dessen bescheidene Bitten um seinen kleinen Anteil am Leben man ungeduldig oder ironisch beiseite schiebt. Es ist ja gewiß schwer, den raschen, federnden Schritt, mit dem die Jugend durch die Welt stürmt, dem schleichenden, müden Gange des Alters hier und da anzupassen — es ist schwer, gleichgültige Aeußerungen, kleine, lustige Dummheiten, über die ein ganzer Kreis lacht, in das taube Ohr des alten Vaters oder der schon ein bißchen stumpfen Großtante zu wiederholen! — „Erst im Verkehr mit einem Schwerhörigen merkt man, wie wenig Dinge, die wir sagen, wert sind, wiederholt zu werden!“ hat ein sehr kluger Mann geschrieben. Aber

gerade diese Kleinigkeiten in der Unterhaltung, diese glitzernden Fünkchen der Augenblicksbemerkung machen ja das Gespräch reizvoll! Wer sie entbehren muß, wen man gleichsam immer nur die großen Umrisse, das Gerippe der Konversation zeigt, der hat wenig Freude daran und fühlt nur immer: „da sitzt ein lustiger Kreis zusammen, und ich kann nicht mehr mit!“ Ich sehe in diesem Augenblick in Gedanken das stille, geduldige Gesicht meiner lieben Mutter, die auch ihre letzten Jahre in fast gänzlicher Taubheit verlebte! Wenn aber ein größerer Kreis zusammen war und fröhlich lachte, dann lachte sie immer mit — und wenn ich sie dann fragend ansah, dann nickte sie mir mit einem resignierten, lebenswürdigen Lächeln zu, aus dem ich sah, was sie mir allein auch aussprach: „Ich habe nichts verstanden — aber warum sollte ich euch denn den Spaß verderben?“ — Was für ein Heldentum des Alters liegt in solchem Sichbescheiden! Und niemand von uns hätte sie daran erinnern mögen, daß sie nicht mehr so scharf hörte wie in jüngeren Jahren!

Nein! Umgeben wir unsere Alten nicht mit plumper Fürsorge, die ihnen auf Schritt und Tritt mit ungeduldiger Warnung zuruft: „Laß das — du kannst das nicht mehr!“ und oft — nur zu oft sie durchfühlen läßt: „Und wenn du dich übernimmst, haben wir die Mühe und die Pflege davon.“ Nein! Zeigen wir ihnen auf Schritt und Tritt, bis in die kleinste Kleinigkeit: „das kannst du doch — traue dir dies zu, und unternimm jenes — komm mit uns, wenn wir spazierengehen — begleite uns ins Theater, wenn du einmal nicht alles verstehst, wollen wir dir schon einhelfen — wir hören auch nicht alles!“ — Wer einen klaffischen Zeugen dafür haben will, wie die Jugend mit dem Alter sprechen soll, der lese in „Werthers Leiden“ die Stelle nach, wo Lotte dem alten Mann zuredet und ihn zu zerstreuen sucht! Die sagte nicht zu ihm: das kannst du nicht mehr! Aber wozu soll ich das wiederholen? Wer den „Werther“ kennt, weiß, was ich meine — und wer ihn nicht kennt oder doch nicht genau kennt, dem bin ich viel zu gewogen, um ihm nicht den Genuß zu gönnen und anzuraten, das Buch schnelligst zu lesen — oder wieder zu lesen! Vielleicht geht dann manchem ein Licht darüber auf, wie man alte Leute erheitern soll, und sie werden beim nächsten Male sagen: „Das kannst du noch!“ — und nicht mehr gedankenlos mit dem: „Das kannst du nicht mehr!“ ein altes Herz verwunden, das seinen Kummer still trägt, in der Einsicht, daß ihn die Jugend ja doch nicht versteht und nicht mit ihm fühlt!



Heut, ist's ein Jahr.

Von Hans Thörner, Kriegsfreiwilliger.

Das war vor einem Jahr! Das morgenstille Feld war ganz in dicke Nebel eingehüllt. Wir standen sturmbereit im Schützengraben, die Brust von bangen Ahnungen erfüllt. — „Gib, Bruder, mir die Hand, vielleicht zum letzten Male! Was werden uns die nächsten Stunden bringen? — Gräß unsre Eltern, wenn ich fallen sollte! Und dann mit Gott zu glücklichem Gelingen!“ — Der Sturm begann. — Musik. — Kommandorufe. Ich stürmte vor voll heißer Kampfeslust bis an den Feind. — Hurrahgeschrei. — Mein Bruder fiel. — „Leb wohl!“ — Vorbei. — Da traf die Kugel mich in Arm und Brust.

Das war vor einem Jahr. Wie damals braust der Herbststurm übers kahle Feld. Noch immer schallt der Lärm von heißen Kämpfen laut in des Krankenhauses stille Welt. —

Am Fenster duftet ein Niesedenstrauch —
ein später Gruß aus meiner Eltern Garten. —
Dabei ein Brief: „Mein Sohn, wärst Du zu Haus!
Das Jahr verging in Bangen und Erwarten.
So einsam ist's bei uns! Ein frischer Kranz
schmückt heute Deines Bruders Bild.
Das Zimmerchen steht leer; die Bücher sind verhüllt.
Ach würdest Du nur bald, recht bald gefunden!
Schreib uns genau: Wie steht's mit Deinen Wunden?
Und, lieber Sohn, verliere nicht den Mut!
Bist Du gesund, wird alles wieder gut!“



Hinter unserer Front in Flandern.

Von Artur Brausewetter.

Reich ist Flandern an deutschen Wohlfahrtseinrichtungen, und alle sah ich in muster-gültiger Verfassung. Das gilt vor allem für die Soldaten- und Seemannsheim.

In jeder belgischen Stadt befindet sich heute wohl mindestens ein Soldatenheim. Allein die von der Nationalvereinigung deutscher Jünglingsbündnisse eingerichteten Heime sind bereits über 10 gestiegen. Das erste wurde seinerzeit in Lüttich errichtet, das zweite auf dem Truppenübungsplatz Beverloo, das dritte in Ostende, als viertes und fünftes gesellten sich das Eisenbahnerheim und ein Soldatenheim in Brüssel hinzu, neue in Antwerpen, Mecheln, Mons und anderen Orten folgten.

In Gent ist neben dem alten, von den Belgiern übernommenen Soldatenheim ein neues in den schönen Räumen der früheren „Maison libérale“ geschaffen, in dem alles, was für solch ein Heim angenehm und notwendig, von vornherein gegeben ist: große, lust- und lichtgefüllte Säle, behagliche Ruheplätze, gediegene Ausstattung. 76 deutsche Tageszeitungen und viele Zeitschriften liegen aus, Spiele und einfache Musikinstrumente erfreuen das Herz des Kriegers. Sie sind die am meisten begehrten Gegenstände, in allen diesen Heimen hört man es, und es ist noch immer Mangel an ihnen.

Die Wände sind von Künstlerhand mit Feldherrenbildern geschmückt, in jedem Saale fühlt man die liebevoll ordnende Hand, so daß es begreiflich ist, daß dies Soldatenheim zahlreich besucht wird.

An Vornehmheit der Ausstattung und des Innenschmuckes ist ihm das Brüsseler freilich noch überlegen, denn hier hat man die mit künstlerisch wertvollen Gemälden und Zeichnungen versehenen Räume eines belgischen Künstlerhauses zum Soldatenheim gemacht.

Das erste Seemannsheim sah ich in Brügge. Nach seiner Art und Anordnung findet man dann die ganze Küste lang solche Heime. Ein großer, mit Steindrucken und Zeichnungen geschmückter Erfrischungsraum, Lese- und Schreibzimmer, eine tadellose Verpflegung — die teuerste, auf deutsche Art zubereitete Speise kostet 55 Pfg. — Spielzimmer, Büchereien, Zeitungen, die aus allen Gegenden Deutschlands kostenlos zur Verfügung gestellt werden, alles das macht diese Heime für Seeleute und Marinesoldaten so anziehend.

Eine Streitfrage ist, ob man in den Seemannsheimen Bier oder ausschließlich alkoholfreie Getränke schenken soll. Während man auf der einen Seite die Soldaten gern vom Alkohol entwöhnt sehen möchte, macht man auf der anderen gewiß auch nicht ohne Berechtigung geltend, daß diese, wenn man ihnen in ihrem Heim ein Glas Bier vorenthalte, andere Gastwirtschaften besuchen und sich dorthin gewöhnen würden.

Die Bedeutung der Soldaten- und Seemannsheim, deren Besuch durchschnittlich auf je 2000 Mann täglich geschätzt wird, kommt einem so recht zum Bewußtsein, wenn man einen Gang durch die Straßen einer belgischen Stadt macht. Ueberall stößt man hier auf Kneipen, findet sie oft Haus an Haus und merkt sofort, daß es keineswegs einwandfreie Betriebe sind, die sich in ihnen auf tun. Dies

Ueberwuchern und laze Handhaben belgischer Kneipen erklärt sich daher, daß man in diesem Lande eines Konfesses für solch einen Betrieb nicht bedarf. Da schießen sie naturgemäß wie Pilze aus der Erde. Ihrem Schaden entgegenzuwirken ist die wichtige Aufgabe der deutschen Soldatenheime.

Von anderen Wohlfahrtseinrichtungen ist in erster Reihe das Lazarett und Genesungsheim in den geradezu gewaltigen Räumen des Palais der vor zwei Jahren verfrachten Weltausstellung in Gent zu nennen. Nun haben diese einst für eine ganz andere Bestimmung gebauten Säle einen heilbringenden Zweck gefunden. Hier ist Platz für 2300 Kranke, und das ist keineswegs eine fabelhafte Zahl, denn so viele haben tatsächlich hier bereits gelegen.

Ein Bild des tiefsten Friedens: eine Beguinage. Ein großer Hof mit grünen, mit unendlicher Sorgfalt gepflegten Vorgärten, einfachen, aber schmucken Häusern mit poetischen Giebeln und großen Fenstern mit winzig kleinen Scheiben und schneeweißen Tüllvorhängen; in der Mitte eine verwiterte Kirche, über die die goldenen Lichter der Abendsonne spielen, eine kleine Stadt für sich, die gerade in dieser Zeit mit eigentümlicher Romantik anmutet. Wie ein Traum aus frühen Jahrhunderten, da man diese Vereine in niederländischen Städten gründete, da sich Frauen und Jungfrauen, weder durch eine Ordensregel noch irgend ein klösterliches Gelübde gebunden, in solchen kleinen, zu einem Hofe vereinigten Häusern zu einem weltabgeschiedenen Leben der Arbeit und des Gebetes zusammentaten, sich der Jugenderziehung widmeten und ihren Lebensunterhalt durch Stickereien und Spitzenklöppeln erwarben. Von der Kirche hart verfolgt, gingen die meisten dieser friedlichen Vereine nach einer Zeit der Blüte wieder ein, vor allem die Männervereine der Beguini und Begharden. Hier aber in Gent befinden sich, von den Schrecken des Krieges völlig unberührt, noch zwei solcher Beguinagen.

Auch im Innern dieser Häuser wehte ich. Während man sonst oft genug auf glimmenden Haß oder nicht unterdrückten Argwohn bei den Belgiern stößt, war im Frieden dieser Eremitagen von beiden nicht das geringste zu spüren. Freundlich wurde man empfangen, offenerherzig in das Tun und Treiben der Bewohnerinnen eingeweiht. Wie die fleißigen Frauen die feinsten Handarbeiten mit geschickten Händen verrichteten, andere Früchte zu Säften und Marmeladen einkochten, jede das ihr Zukommende mit stillem Eifer verrichtete, sah man hier. Während in einem kleinen Obergemach die Vorsteherin von der Tagesordnung, die am frühen Morgen mit einem gemeinsamen Kirchgang beginnt und am Abend in gleicher Weise schließt, schlicht und still erzählte, saßen unten die Frauen in einem großen Saal in andächtigen Gebeten, vergaßen aber nicht dabei, mechanisch ihre Handarbeit zu verrichten. Was allen diesen Häusern und Stuben, ob groß oder klein, gemein ist, das ist eine geradezu peinliche Sauberkeit, die man sonst gerade nicht immer in Belgien findet. Besonders in den kleinen heimischen Schlafzimmern machte sie sich angenehm geltend.

Draußen aber umschmeigte die Abendsonne mit weichem Licht und satten Farben Hof und Häuser. Auf dem großen, saftigen Grasrasen weideten zwei Kühe zwischen uralten Almen, die Glocke der verwiterten Kirche rief, ein Bild unbeschreiblich friedlichen Behagens mitten im Kriege in einem eroberten Lande, ein historisches Denkmal längst entschwundener, aber noch nicht gestorbener Zeiten.

Zum Trost und zur Aufrichtung für die vielen Mütter und Gattinnen, die den Sohn oder Gatten in Feindeserde gebettet wissen, möchte ich jetzt von Soldatengräbern und Denkmälern auf flandrischen Kirchhöfen sprechen.

Unweit von Gnaeskerke stand ich auf einem deutschen Soldatenfriedhof. Er war ein Teil eines belgischen, aber ganz für sich bestehend, nur von deutschen Soldaten angelegt und besorgt. Keine belgische Hand darf solch Heldengrab, deren sich viele in Reih und Glied befinden, berühren, jedes Grab ist mit blühenden Blumen bepflanzt, duftenden Rosen, roten und weißen, still leuchtenden Vergißmeinnicht, hellen und dunklen Anemonen. Und alles mit solcher Liebe,

daß einem ist, als spräche aus diesen Blumen eine Seele. Die Gräber haben würdige Gedenktafeln, auf denen meist neben dem Datum und Ort des Fallens ein Bibel- oder ein anderes passendes Wort zu lesen ist.

Neben einzelnen Heldengräbern finden sich auch Friedhöfe, die ganz von den Deutschen angelegt sind. Mehrere waren mit großen Denkmälern versehen, aus Quadern gefertigt, die aus den zerstörten Kirchen der Dörfer genommen sind, die in der Feuerlinie liegen.

In Lefvinghe fällt solch ein Denkmal in die Augen: eine hohe Säule, auf der oben das Eisene Kreuz steht, und unter ihm die Orte, bei denen sich ein Marine-Infanterie-Regiment besonders ausgezeichnet hat. Gerade die Marine-Infanterie hat hier wie vor Antwerpen und Neuport Heldentaten getan, die einmal mit goldenen Lettern im Buche der Geschichte dieser Zeit prangen werden.

Ueberhaupt, wenn man über diese Friedhöfe schreitet und liest alle diese Namen, die man nie vernommen — welch ein stilles Heldentum schreitet dann neben dem der allbekannten und berühmten großen Führer und Männer durch diesen Krieg hindurch! Oder wenn man daheim in seiner Zeitung liest: „In Flandern oder in Frankreich wurde ein Angriff abgeschlagen“, gewiß, man liest es mit froher Befriedigung, aber welch ein Heldentum, welche Aufopferung und Treue bis zum Tode in diesem Abschlagen enthalten ist, das wird einem wohl erst klar, wenn man mitten drin steht, oder wenn man in stiller Stunde zwischen den Gräbern eines solchen Heldensfriedhofes im feindlichen Lande einerschreitet. Bei Lefvinghe wird ein Posten, auch ein Marine-Infanterist, schwer verwundet, er läßt sich verbinden und will dann sofort zu seiner Stellung zurück, die unter heftigem Feuer steht. Auf die erstaunte Frage des Arztes hat er nur die Antwort: „Aber ich bin doch noch nicht abgelöst.“

Aus diesem schlichten Wort des einen spricht die unbedingte Pflichttreue von Tausenden, die uns unsiegbarmacht.

Mit eigenartiger Tragik berührt es, daß der Schöpfer jenes Denkmals auf dem Friedhof von Lefvinghe, ein junger und vielversprechender Architekt, unmittelbar nach der Fertigstellung seines Werkes fiel und seine Beerdigung zugleich die Einweihung für das Denkmal wurde.

In Zevokote ist ein Friedhof, der, ja ich möchte wirklich sagen, anheimelnd anmutet. Auch auf ihm ist ein Denkmal errichtet: ein großes Obelisk, den ein ganz einfacher Soldat entworfen und gemeißelt hat; die Seele des schlichten deutschen Kriegers offenbart sich in diesem Werk.

Es gibt auch andere Denkmäler im belgischen Lande, nicht so erster, sondern mehr grotesker Art: die Granatsplitter, die man als Beeteinfassungen benutzte, die vielen angeschwemmten Minen, die man bald als Ornamente auf Säulen oder an den Eingängen großer Gebäude, bald als Riesenkübel oder als Blumentöpfe gewaltigen Umfangs erblüht, und aus ihnen die lieblichsten Blumen in gärtnerisch kunstvoller Anordnung sprichend. Viele von ihnen tragen kunstvolle oder humoristische Bemalung, auch scherzhafte Inschriften finden sich. „Hier bin ich, hier bleib ich“ war auf einer besonders großen zu lesen.

Die schönsten Denkmäler aber sind die verschiedenen Kirchen, die in dieser Zeit eine besondere Bedeutung erhalten. Mit eigenen Empfindungen geht man jetzt durch die Kathedralen in Brüssel, Brügge, Gent oder Antwerpen. Neben den belgischen Einwohnern überall deutsche Offiziere und Soldaten, die zu demselben Gott beten wie jene, wenn sie ihn sich freilich anders vorstellen und auch der Inhalt und Gedanke ihrer Gebete ein recht verschiedener sein mag. Unbekümmert um Nationalität und Konfession dienen diese Kirchen jetzt alle militärischen Gottesdiensten, und die meisten belgischen Geistlichen sind klug und einsichtig genug, sich mit Würde in veränderte Zeiten zu finden.

Aber alle Kirchen, die ich sah und besuchte, alle mit ihren Kunstdenkmälern, den noch vorhandenen und den ängstlich entfernten, mit ihren Gebilden in Marmor, Holz und Farbe, die Kathedrale St. Gudule in Brüssel, St. Sauveur in Brügge oder St. Bavon in Gent, so schön und kunstreich sie gebaut sind, sie schwinden gegen den Kölner Dom. In seiner geschlossenen Einheit, seiner ernst heiligen

Schlichtheit und seinen himmelstrebenden Pfeilern stellt er das echt deutsche Wesen gerade in dieser Zeit heißen Ringens dar, ist er das vollkommene Denkmal deutschen und christlichen Geistes zugleich.



Das Lied von unsrer Kompanie.

Von Rudolf Diez, Wiesbaden.

Auf, Kameraden, jauchzt und singt,
Daß es hinaus zum Himmel flingt,
Das Lied, gewebt in Nacht und Not,
Das Lied vom Leben und vom Tod,
Vom Bajonett und vom Schrapnell,
Von tapfrer Brust und rotem Quell!
Auf, singt nach Sturmes Melodie
Das Lied von unsrer Kompanie!

Am Tore sitzt die Mutter mein;
Wer mag wohl ihr Gedanke sein?
Gedanken, hunderte am Tag
Mir auch mein Schatz wohl stehlen mag.
Doch tausendmal bei Tag und Nacht
Wir haben nur an dich gedacht,
Dich, unsre frömmste Lieb allhie,
Du starke, treue Kompanie!

Du unser Herd in Glück und Leid,
Du unser Schwert mit Wucht und Schneid,
Du unser Wort und fester Truh,
Du unser Hort und bester Schut;
Feldmutter! Unser Schirm und Schild,
Von deutscher Treu ein heilig Bild!
Ihr Feinde, nieder auf die Knie!
Beim Lied von unsrer Kompanie!



Altnassauische Geschützgießerei.

Von Karl Schütz.

Von der Festung Königstein, die einst die gewaltigste Trutzburg in nassauischen Landen war, sind heute nur mehr die Reste der mächtigen Bastionen und Wehrmauern übrig geblieben. Auf den Wällen standen einst die starken Mörser und Festungsgeschütze, die schon im Mittelalter diese große Feste zum Schrecken der Feinde gemacht hatten. Wo sind diese Geschütze hingekommen? Wir wissen es nicht. Man hat sie wohl zum Teil verschleppt, vergraben oder eingegossen, denn gerade zu Ausgang des Mittelalters war es eine beliebte Methode, unbrauchbar oder überflüssig gewordene Geschütze für den Glockenguß zu verwenden.

Aus den Chroniken des Nassauer Landes ersieht man, daß wohl der Hauptteil der Armierung der Feste Königstein, im Taunus selbst hergestellt wurde. Nahe bei Königstein hat noch heute eine Hochfläche den Namen „Schmidttröder Wiesen“. Nun heißt es in allen Aufzeichnungen nassauischer Chronisten: „Auf dem Schmidttröder bei Königstein wurden in der Zeit von 1468 bis 1670 Feldschlangen, Kartaunen und Kanonen gegossen.“

Gewiß mag diese Tatsache selbst für den Taunuskennner heute etwas Befremdliches haben, denn nichts deutet in unseren Tagen auf diese Art von industrieller Tätigkeit hin. Aber der Taunus war im Mittelalter eine ergiebige Fundstätte von Eisenerzen. Noch heute sind einzelne bescheidene Lager von Roteisenstein bei Oberroßbach und Köppern vorhanden und werden auch ausgebeutet; in der Lahntalgegend hat sogar Krupp eine Reihe Gruben noch im Abbau. Aber die Zeiten der reichlichen Erzfund sind für den Taunus längst vorbei, und nur große Schutthalden im Hochtaunus fländen dem Wanderer, daß hier

einst Bergbau getrieben wurde. Schon die Römer hatten hinter der Saalburg eine primitive Eisenschmelze, in welcher für die Bedürfnisse der Lagerstadt der Saalburg und für die Besatzung des Kastells selbst, Eisen geschmolzen und zu Fibern, Negten und Hufeisen geschmiedet wurde. Später, im neunten und zwölften, dann im fünfzehnten Jahrhundert wurde aufs neue Eisenerz gefördert, und die reichen Wälder im Taunus lieferten Holz in Fülle zur Unterhaltung der Schmelzhütten. Nach diesen Tatsachen kann es kaum Wunder nehmen, daß auch im Schmidtröder bei Königstein Eisen geschmolzen wurde, und daß dies in erster Linie für kriegerische Zwecke geschah, lag in der Nähe der Festung Königstein begründet. Vom Schmidtröder aus konnte man die Geschütze über den „Romberg“ nach den Wällen der Festung schaffen, aber man brachte die Geschütze auch bis nach Mainz; ein Weg, auf dem diese Transporte geschahen, heißt noch heute im Volksmund der „Kanonenweg“, der allerdings nicht mit der großen „Kanonenstraße“ verwechselt werden darf, die als strategische Heerstraße quer über den Taunus führt und zu Ende der sechziger Jahre gebaut wurde. Die altmassaischen Geschütze der damaligen Zeit waren natürlich keine Wunderwerke im Stile Krupps; die Kanonen hatten nicht einmal Lafetten und wurden anfänglich auf Karren transportiert. Auch Kartäunen wurden im Schmidtröder gegossen; es waren „kurze dicke Kanonen, auch Viertelsbüchsen genannt, und schossen 25 Pfund Eisen“.

Zu Ausgang des siebzehnten Jahrhunderts wurde der Abbau der Eisengruben im Hochtaunus immer unlohnender, und schließlich stellte man den Betrieb ganz ein. Das war ein harter Schlag für die Bergbewohner dieser Gegend, und auch die Geschützgießerei im Schmidtröder kam völlig zum Stillstand. Ab und zu werden noch heute in dieser Gegend interessante Funde gemacht. Es sei noch bemerkt, daß auf dem „Schmidtröder“ vielleicht schon die Römer Eisen und Waffen schmiedeten und gossen. Wenigstens geht dies aus den Darlegungen eines Benediktinerpaters Joseph Fuchs in Königstein (gestorben 1783) hervor. Er hat speziell auf dem Schmidtröder Gelände Nachforschungen angestellt und fand in den Schlachenhügeln und Schutthaldeu derselbst nicht nur Spuren der mittelalterlichen Geschützgießerei, sondern auch kleine Tonröhren und Backsteine, deren Inschriften römischen Ursprungs waren, woraus zu schließen ist, daß hier schon die römischen Legionäre mit dem Eisenguß in dieser Gegend vertraut waren.



Schnitter Tod.

Von Klara Blüthgen.

Nun sei zufrieden, schlimmer Schnitter Tod,
So reiche Ernte ward zu keinen Zeiten.
Vom jungen Blute steht dein Ader rot,
Wo rastlos deiner Sense Hiebe gleiten.

Nie ward so edle Saat zuvor gesät:
Ein ganzes Volk von deutschen Heldenjöhnen
In Schwaden liegt es von dir hingemäht,
Erbarmungsloser, deine Macht zu krönen.

Wund ward der Erde Leib vom Rosseshuf,
Zerrissen von der Pflugschar der Granaten.
Dein Erntelied war grauser Todesruf
Und Hochgesang von ew'gen Heldentaten.

Dein Altar flammt, es steigt der Opferrauch
Aus hundert Schlünden donnernder Kanonen,
Aus Brandgeruch und aus Verwesungshauch
Und bitter heißen Tränen von Millionen.

Zum Himmel gelst ein einz'ger Schrei der Not,
Nachhallend bis in alle Ewigkeiten.

Nun sei zufrieden, schlimmer Schnitter Tod,
So reiche Ernte ward zu keinen Zeiten!

Emil Doepler der Jüngere.

(Zu seinem 60. Geburtstag.)

Von G. Koldeman z.

Der an der Unterrichtsanstalt des Kgl. Kunstgewerbmuseums zu Berlin als Lehrer wirkende Maler und Zeichner Professor Emil Doepler d. J. vollendete am 29. Oktober sein 60. Lebensjahr. Er wurde 1855 in München geboren als Sproß einer alten Künstlerfamilie. Schon sein Urgroßonkel war Hofmaler König Friedrich Wilhelms II. und sein Vater ist der bekannte Historienmaler Karl Emil Doepler d. Ae. Mit diesem kam der Knabe 1860 nach Weimar und half ihm, wie er die Waffensammlung der Wartburg in Ordnung brachte. Als Elftjähriger fing der junge Doepler hier an, Waffen und Rüstungen zu zeichnen und wurde im Verfolg dieser Tätigkeit vom Großherzog Alexander zu dem aus Anlaß der 700-Jahrfeier der Wartburg veranstalteten Festbankett geladen. Dies war der erste Schritt auf dem Wege, der den Künstler später an die verschiedenen Höfe Deutschlands führte, um sich dort mit seinen Entwürfen künstlerisch zu betätigen. Die starken Anregungen der romantischen Wartburg gaben seinem Entwicklungsgang als Künstler die Richtung. Seine Leidenschaft für Waffen und Wappen führte ihn zur Heraldik. Im Jahre 1870 ging er nach Berlin, besuchte dort unter Gropius die Kunstschule und das Gewerbemuseum und studierte in den Jahren 1875–77 bei Gussow an der Akademie. 1873 malte er im Museum Kopien für den Herzog von Manchester. Er beteiligte sich auch an den Entwürfen seines Vaters für Richard Wagners Ring der Nibelungen und erlebte die großen Tage von Bayreuth. Bei dem seinerzeit berühmt gewordenen „Mediceerfest“ im Kronprinzlichen Palais und im Berliner Schloss wirkte der junge Doepler als Waffepage des Kronprinzen mit und fand dadurch Anschluß an unser Herrscherhaus, für das er seit jener Zeit ununterbrochen tätig ist.

Um die gleiche Zeit wurden Ehrenbürgerbriefe und Diplome in Berlin nur von Menzel und Burger sowie von einigen Kalligraphen ausgeführt. Doepler pflegte mit Eifer dieses aussichtsreiche Gebiet und hat im Laufe der Jahrzehnte mehr als 500 solcher Blätter nebst Ausstattung der Mappen und Rahmen in mehr oder weniger reicher Form geschaffen. Im Jahre 1876 wurde er Mitglied des Vereins „Herold“ und schuf zwei Jahre später auf Veranlassung Wärmes, die Zeichnungen zu dessen heraldischem Handbuch.

Seit 1881 wirkt er als Lehrer und seit 1889 als Professor an der Unterrichtsanstalt des Kgl. Kunstgewerbmuseums zu Berlin, wo er eine bedeutsame Wirksamkeit entfaltete. Die meisten seiner Schüler wirken heute als Lehrer an Kunstgewerbeschulen und sind tüchtige Künstler und Kunstgewerbler geworden. Auch Professor Max Seliger, der Direktor der Leipziger Akademie für graphische Künste und Buchgewerbe, war ein Schüler Emil Doeplers.

Für Kaiser Friedrich und seine Gemahlin sowie auch für den Kaiser Wilhelm I. arbeitete er in verschiedenem Sinn Gedenkblätter, Fächer sowie Drucksachen für den Hof. Auch für das Privatalbum Kaiser Wilhelms I. hat er mehrere Blätter geschaffen, darunter die Investitur des jetzigen Kaisers mit dem hohen Orden vom Schwarzen Adler 1878. Nach dem Tode Kaiser Friedrichs begannen neue Aufgaben für Kaiser Wilhelm II. mit einem Schrein, enthaltend Bestimmungen des Kaisers über die Ehrengerichte für das Husaren-Kasino in Potsdam. Dann machte der Künstler Entwürfe zur Ausstattung militärischer Prunkstücke, Fahnenbänder, Pauken und deren Behänge, Uniformstickereien, Drucksachen für Hoffeste sowie zahlreiche Entwürfe für Silber- und Bronzegegenstände als Renn- und Schützenpreise zu den Bundeschießen. Er entwarf Orden, den Feldmarschallstab für den Kaiser Franz Joseph, den Aebtissinnenstab für Drübeck und anderes. Dann folgte die Neuschaffung der preussischen Krone, die Entwürfe für den neuinsignierten Reichsadler, die Kaiser- und Kaiserinnenkrone. Es entstanden die neuen Thronbauten im Rittersaal und Weißen Saal des Schlosses, ferner Glasfenster für kaiserliche Geschenke an den Fürsten Dohna-Schlobitten, Lord Londsdale und die Kapernaumkirche in

Berlin. Doepler entwarf die Grabmäler für die Adjutanten v. Jitzewitz, Lippe und Bülow sowie für Hinzpeter, den einstigen Lehrer des Kaisers. Die Bronzetafel der Erlöserkirche in Jerusalem sowie eine andere in Form eines Kranzes für das Grab Saladins in Damaskus; vom Kaiser gestiftete. Stiftungsurkunden für Kirchen und Orden, Plaketten, Waffenstücke verdanken ihre Form und Ausschmückung Doeplers Hand. Ein Hirschfänger des Kaisers, der Ehrenpallast für Bismarck und die Dekore unserer jetzt im Kampf stehenden Feldgeschütze und Haubitzen sind ebenfalls nach seinen Entwürfen gefertigt.

Seit Jahren ist Doepler Mitglied der Ankaufskommission des Kgl. Zeughauses und der Kgl. Preussischen Kunstschachverständigenkammer. In zahlreichen heraldischen, Künstler- und Kunstgewerbevereinen, deren Mitglied er ist, hat er sich zum Teil als Vorstandsmitglied betätigt.

Als Zeichner schuf Doepler Er libris, Buchgewerbearbeiten und Illustrationen und arbeitete sehr oft für die Reklamekunst. Er war es auch, der den ersten Vortrag im Berliner Kunstgewerbeverein über moderne Plakate hielt. Als Maler bevorzugt er die Gouachetechnik und malt Stilleben, Landschaften und Figürliches. Die Berliner Nationalgalerie erwarb sein großes Gouachebild „Anfang vom Ende“. Von seinen vielen Reisen brachte er stets reiche künstlerische Ausbeute an landschaftlichen und Architekturmotiven mit. Auszeichnungen erhielt Professor Doepler in Chicago, Paris und Brüssel, bei der Bugra in Leipzig war er als Juror tätig.



Vor der Verlobung.

Von Mathilda Malling.

Gleich am ersten Abend, als er kam, war ihm Fräulein Ellinor aufgefallen; in ihrem langen Schleppkleide aus schimmernder, gelbgrüner Seide mit einer Kutsche von steifen Goldspitzen im Nacken, stand sie leicht gebeugt über dem kleinen Teetisch, der fast zu brechen schien unter der Last des Silbers und des hellen Porzellans. Sie wandte sich um, und über den Köpfen der andern Gäste begegneten sich ihre Blicke.

So erinnerte sich Herbert v. Wahren ihrer seither immer: unter den Kronleuchtern in der dunkelgemalten Bibliothek auf dem alten Mecklenburger Schloß: strahlend wie eine Legende in Gold, eine goldene Legende von der üppigen Schönheit der Renaissance und der Pracht des neunzehnten Jahrhunderts. Von der matten, dunklen Bronzefarbe alter Kleinodien bis zu den unbestimmten und schwachen Tönen der indischen Seide in hellgelb und hellgrün wechselte ihre Toilette in allen Nuancen des Goldes. Ihr weiches Haar, achlos im Nacken zu einem Knoten verschlungen und mit hellen Schildpattnadeln befestigt, hatte einen fast metallischen Glanz von vermishtem Kupfer und Gold, und die großen, braunen Augen hatten im innersten Innern gleichsam goldene Flecke. Er war so überwältigt, förmlich geblendet, daß er fast vergaß, seine Verbeugung zu machen. Als er ihr dann später vorgestellt wurde, reichte sie ihm schweigend die Hand, die er ebenso schweigend an seine Lippen führte. Es war, als ahne sie seine Bewunderung, ein leichtes Beben lief durch ihre Gestalt, und sie lächelte nervös mit gesenkten Augen.

Und dann kam der Abend — es war nur ein paar Tage später — an dem er erfuhr, daß die Verlobung ihrer Schwester Dora mit Paul v. Parnow aufgehoben war. Paul v. Parnow stand bei einem feinen Regiment, und er spielte. Das heißt, er hatte beim Spiel mehr verloren, als er bezahlen konnte. Denn wenn man bezahlen kann, redet ja keine Menschenseele davon.

Als der Vater der jungen Dame das erfuhr, löste er die Verbindung.

Es war gleich nach Tisch, und die Gesellschaft hatte sich draußen in der großen Halle versammelt, in der ein

mächtiges Feuer prasselte. Niemand außer Herbert v. Wahren, Parnows bester Freund, wußte bisher, was geschehen war. Die Herren rauchten Zigarren und die Damen Zigaretten. Fräulein Dora hatte sich den ganzen Nachmittag nicht blicken lassen.

Dann kam Herr v. Parnow — ein wenig bleich über dem hohen, glänzenden Kragen, die schmalen Augen unter dem Augenglas zusammengekniffen — im übrigen ruhig, korrekt wie immer. Der Diener hatte sein Gepäck schon in den Jagdwagen hinausgetragen.

„Du willst fort?“ fragte Ellinor ihren Schwager, unsicher, unruhig forschend.

Parnow biß die Spitze von einer Zigarre ab, die ihm der Sohn des Hauses reichte. Es zuckte ein wenig in seinem Gesicht, während seine Stimme wie immer klang, als er antwortete:

„Ja, nur auf ein paar Tage in die Stadt. . .“ Er reichte den Zunächststehenden die Hand, schlug die Abzüge zusammen und verbeugte sich. Dann nickte er Herbert noch einmal zu und ging schnell hinaus. Die schwere Eichentür fiel dröhnend ins Schloß.

In dem Billardzimmer ging Herbert v. Wahren einher und rauchte, mit einem Queue in der Hand. Er pffiff halblaut, während er hin und wieder gedankenlos gänzlich sinnlos gegen die Bälle auf dem grünen Tuch schlug. Er sah verwundert auf, als Ellinor hereinkam und lautlos die Portiere hinter sich fallen ließ.

„Herr v. Wahren“, sie setzte sich auf eines der langen harten Sophas gleich neben der Tür und sah ihn gerade an, während er auf das Queue gelehrt, ihr gegenüberstand, „Sie scheinen es zu wissen, was geht hier heute vor sich?“ Dora will es mir nicht sagen.“

„Ja, Fräulein Ellinor“ — Wahren warf den Zigarettenstummel weg und vermied es, sie anzusehen — „was meinen Sie eigentlich?“

„Ich weiß, — ich bin fest überzeugt, daß Paul Ihnen gesagt hat“, wiederholte sie energisch. „Ach — ahnt, was es ist. Nicht wahr?“ Sie erhob sich und legte in ihrer Angst die Hand auf seinen Arm, indem sie ihm bewußt die Stimme dämpfte: „Papa hat die Verlobung zwischen ihm und Dora aufgelöst? . . .“

Wahren legte, gleichsam beruhigend die Hand auf ihre. „Sie haben Recht. Fräulein Dora hat heute verlobt mit Ihrem Vater zu reden. Soweit ich es erfahren konnte, hat jedoch Ihr Fräulein Schwester ihren Einfluß überschätzt.“

„Und Dora ist stets Papas Lieblingstochter gewesen“, murmelte Ellinor.

„Er will nichts davon wissen, daß eine Verbindung zwischen den beiden fortbesteht“, fuhr Wahren fort. Er stand einen Augenblick da und sah auf Ellinors gesenkten dunkelgoldglänzenden Kopf herab, der ihm so nahe war, daß sie hatte nicht daran gedacht, ihre Stellung zu verändern, und sagte offen, vertraulich, indem er seine Hand fester auf die ihre legte:

„Es tut mir leid um Parnow — mehr als ich sagen kann. In mehr als einer Beziehung — ich sage natürlich nicht in jeder — hätte Ihre Schwester nie einen besseren Mann bekommen können. Und — fügte er mit einer Wärme hinzu, die ihn selber erschaunte —, er liebt Sie.“

„Und nun gar Dora!“

Ellinor genierte sich plötzlich wegen ihrer eigenen Hektik. Sie zog sich ein paar Schritte zurück und setzte sich vor sich nieder, indem sie — ungewöhnlich unbeholfen — ihr Taschentuch um den Zeigefinger wickelte. Dann brach sie plötzlich in Tränen aus.

„Aber Fräulein Ellinor . . . Ellinor! . . .“ Er sah sie sorglich auf das Sopha nieder. „Nehmen Sie sich wirklich so zu Herzen?“

„Ja“, murmelte Ellinor weinend — er hielt beider Hände. „Wenn ich an die arme Dora denke! Sie schluchzte. „Und an Paul. . . Sie werden es ja sehen, daß wir alle Paul lieb gewonnen haben. Ich will mir ja denken, daß ihm kein anderer Ausweg bleibt, als Sie schauderte und presste plötzlich, außer sich vor

und Grauen, ihr Gesicht gegen Wahrens Schulter — als wolle sie sich vor ihren eigenen Gedanken verstecken.

„Ja“, sagte Wahrn leise. Auch er war ergriffen und dachte nicht mehr einzig und allein an Ellinor. „Wir sind freige hier zu Lande.“

„In andern Ländern faßt man so etwas wohl anders auf“, murmelte Ellinor mit einem Versuch sich zu fassen. Sie schämte sich ihrer Unbeherrschtheit vorhin.

Anders — ja? . . . Wenn ein Offizier vor dem dunklen Querbalken steht, gegen den so mancher rennt, so macht er Halt und schießt sich eine Kugel vor den Kopf. Die andern — die kriechen darunter hindurch, sie umgehen ihn — hin und wieder hat wohl einmal einer die Kraft, sich darüber hinwegzuschwingen, aber deren gibt es nicht viele.“

„Aber Dora — meine arme Schwester Dora?“

„Ja, das ist ja das Schlimme! Daß wir nie frei für uns allein dastehen, stets eine Verantwortung anderen gegenüber tragen. Aber im ganzen . . .“

Ihm kam plötzlich der Gedanke, daß wenn er nun seiner Neigung nachgab — — — wenn er um sie anhielt?

Könnte er das, nach dem, was heute geschehen war. Hatte er eine größere Berechtigung auf das Glück als Paul v. Parnow? War er auch nur um ein Haar besser?

Sie schwiegen beide einige Sekunden. Ellinor schluchzte tief und langgezogen, indem sie mit großen, traurigen Augen vor sich hinstarrte.

„O, mein Gott, wie sinnlos dies alles ist!“ rief sie plötzlich aus. Es war, als habe sie seine Gedanken erraten.

„Ist nicht alles hier in dieser Welt fast immer sinnlos?“ sagte Wahrn bitter. „Man sollte gar keine Erlaubnis haben zu lieben.“

„Ich habe zuweilen gedacht“, sagte Ellinor leise, ein wenig scheu, „daß ebenso wie vor der Schöpfung alles Chaos war, so ist unsere Welt . . . ich meine die Welt der Menschen, — ich meine die der Vernunft!“ — sie stotterte hilflos und sah nicht auf — „ein wirres Chaos.“

Wahrn sah sie fragend an, begegnete ihrem Blick und verstand dann mit plötzlicher Intuition ihre dunklen, noch dunkler ausgedrückten Gedanken.

„Ja . . .“, sagte er. „Sie meinen, mit uns, mit unserer Vernunft, beginnt gleichsam eine neue Entwicklungsreihe. . . Eine neue Art Entwicklung auf einer neuen Grundlage?“

Sie nickte — lächelte verschämt — plötzlich staunend, daß sie diesem Fremden gegenüber, den sie erst seit einer Woche kannte, einem Gedanken Ausdruck verliehen hatte, den zu äußern sie denjenigen gegenüber, die sie seit ihrer Geburt kannte, niemals gewagt haben würde. Und er hatte sie sofort verstanden.

„Wie geht es nur zu, daß ich mit Ihnen über so etwas — so etwas reden kann, worüber niemand hier zu reden mag?“ sagte sie ein wenig verlegen, mit einem Versuch der Unterhaltung eine andere Wendung zu geben, lächelnd, aber mit unterdrückter, dankbarer Wärme, die an Zärtlichkeit grenzte.

„Ich weiß es nicht“, entgegnete er in demselben Ton. „Es ist vielleicht das, was der Altmeister Goethe unter ‚Wahlverwandtschaft‘ verstand.“

Und dann — lächelnd — indem er sie aufmerksam betrachtete und leicht mit dem Kopf schüttelte:

„Ich hätte nie geglaubt, daß Sie so furchtbar philosophisch veranlagt wären, Fräulein Ellinor!“

Sie lachte, glücklich über seinen Blick, über den schmeichelnden Tonfall seiner Stimme. Sie fühlte sich auf einmal trotz all der Sorgen um die Schwester, so wohl geborgen, — so sorglos glücklich, wie sie sich nie zuvor im Leben gefühlt hatte. Es bestand zwischen ihnen, so wie sie jetzt nebeneinander in dem hellen großen Raum standen, ein Kreis von teilnehmender Wärme, von Sicherheit und Verständnis, wovon sie beide eine ganz unmittelbare Empfindung hatten.

„Nein — ich muß wohl gehen!“ sagte Ellinor leise, unbegründet und schlug plötzlich die Augen nieder.

Er nahm ihre Hand, die schlief an ihrer Seite herabhängend, und indem er sie — ohne weitere Erklärung — an seine Lippen führte, flüsterte er leise:

„Habe Dank, mein . . .“

Mehr aber sagte er nicht — an jenem Abend.



Bilderbogen fürs Haus.

Aus der Mappe eines Familienvaters.

Aber ich warte es ab.

Deutsche zogen nach Rom, warum nicht Russen nach Deutschland? Jene waren ein Volk, tapfer und markig und frisch, Und als solches vom Himmel zum Erben der Römer berufen, Ja, sie blieben's bis heut', diese sind nur noch Geschmeiß. Doch das schlechtere Volk ward nie noch der Venter des edlern. Während der lauterste Mensch oft durch den niedrigsten fällt. Wenn der Russe den Tasso verbessert, der Deutsche die Kante, Will ich zittern für uns, aber ich warte es ab!

Friedrich Hebbel.

Der Blumenstrauch vom Feinde.

Eine kleine Begebenheit ist kaum beachtet worden, und doch sollte sie verzeichnet bleiben. Es war am 16. Juli dieses Jahres, daß sich zwischen Freiburg und Romont in der Schweiz die Austauschläge mit französischen und deutschen Verwundeten begegneten, die einen wie die andern von Schweizern reich mit Blumen beschenkt. In dem kleinen Bahnhofe von Matran standen die beiden Züge der bisher Gefangenen, die heimkehrten, plötzlich nebeneinander still. Die Wagen mit invaliden französischen Offizieren auf den Geleisen unmittelbar gegenüber denen mit invaliden deutschen. Alles Reden verstummte, alles schwieg. Langsam setzten sich die Züge wieder in Bewegung. Da, plötzlich, warf ein Franzose einen Blumenstrauch zu den Deutschen hinüber. Und diese einfache Handlung ergriff in diesem Augenblicke diese Menschen wie eine Erleuchtung. Ein Blumenwerfen, ein Begrüßen nicht von Wärme, nein, von Leidenschaft begann hin und her und setzte sich unter hundert herzlichen Zurufen fort, so lange man aus den beiden Invalidenzügen einander erblicken konnte.

So taten die, die gelämpft und gelitten hatten.

(Kunstwart.)

Der patriotische Dieb.

Sogar die Diebe sind in Frankreich patriotisch. Als Beweis dafür wird in der „Stampa“ folgendes Geschichtchen erzählt. Ein pensionierter Pariser Beamter, der in einem Vorort lebt, ist das Opfer eines seltsamen Diebstahls geworden. Er erhielt von dem Einbrecher, der nicht entdeckt wurde, einen Brief, der nichts an Ironie zu wünschen übrig läßt: „Mein Herr, es ist ein empörter Patriot, der an Sie schreibt! In dieser Zeit, in der das Vaterland das Gold für seine Söhne, die sich in Gefahr befinden, braucht, haben Sie die Schamlosigkeit begangen, 100 Zwanzig-Francsstücke in Ihrem Hause zu verstecken. Was Sie nicht getan hatten, habe ich jetzt getan. Nachdem ich die Goldstücke entwendet hatte, bin ich zur Banque de France gegangen und habe die 2000 Francs Gold abgegeben. Als ehrlicher Mann habe ich die Quittung, die ich Ihnen der Ordnung wegen einsehe, auf Ihren Namen ausstellen lassen. Wohl hat mir der Bankier mit einem entsprechenden Aufgeld das Gold in Scheine umgewechselt, aber die behalte ich zum Andenken an Sie und zur Entschädigung für den patriotischen Aergers, den Sie mir verursacht haben.“

Was bedeutet das „Nageln“?

Es wird in alten Berichten erzählt, daß von Handwerksburschen, die auf ihren Wanderungen durch Lauenburg kamen, häufig das (angeblühte?) Grab Till Eulenspiegels in Mölln besucht wurde. Hierbei schlug jeder in eine in der Nähe des Grabes stehende Linde einen Nagel, so daß schließlich der ganze Stamm mit Eisen bedeckt war. Man kann wohl mit Sicherheit annehmen, daß dieser Brauch eine tiefere Bedeutung gehabt hat. Vielleicht sollte es eine Ehrenbezeugung für den „König der fahrenden Gesellen“ gewesen sein? Uebrigens sollte man einmal nachforschen, wer zuerst auf den Gedanken gekommen ist, Kriesswahrzeichen zu nageln. Vielleicht hat der „Erfinder“ bewußt an einen ihm bekannten alten Brauch angeknüpft und könnte darüber nähere Auskunft geben.

(Zagl. Adsch.)

Sappenkurm.

Fahl hämmert der Morgen. Ein bleierner Himmel lastet über der Erde und grau in grau hängen die regenschwangeren Wolken am grauen Himmel. Plötzlich, urplötzlich öffnet der

Himmel seine Schleusen, und unaufhörlich rauschen die Fluten herab, um dann, ebenso plötzlich schwächer werdend, sich in einem feinen Nieseln fortzusetzen, allen und jedem die Stimmung verderbend. Und wo vorher Heiterkeit und Sorglosigkeit waren, herrscht jetzt bitterer Mühmut, grau wie der standrifische Himmel, grau wie die regenschwangeren Wolken, die in dicken Ballen von Westen kommen.

Da eilt ein Banberwort durch die Reihen der Krieger, und wie jetzt der Himmel strahlt und leuchtet im Glanze der siegreichen Sonne, und wie ihr Feuer sich jetzt in tausend Lichtern und Reflexen in jedem Wassertröpflein bricht und spiegelt, so eilt dieses Wort von Mann zu Mann, glättet die Mühmutsfalten auf den Stirnen und läßt die Gesichter aufblühen und aufleuchten vor Freude und Begeisterung, dieses winzige Wortlein: „Freiwillige zum Sappenkurm vor!“ Alles bräunet sich um den Kompagnieführer. Jeder möchte dabei sein, keiner zurückstehen. Stolz und selig ziehen die Beglückten, die mitdürfen, zurück und ordnen ihre Sapseligkeiten, beneidet von all den Vielen, die zu untätigem Zuschauen verdammt sind.

Unendlich lang dehnt sich die Zeit hin bis zum Beginn des aufregenden Schauspiels.

Da, endlich ein dumpfer Abschuß.

Höher und höher schraubt sich die gewaltige Zweizentner-Mine in die Luft, tiefer und tiefer senkt sie sich, und wühlt und bohrt sich in die Sappe ein. Atemlose Stille — fragende Riesen. Doch schnell erfolgt die Antwort.

Durmbuch quillen schwarze, gigantische Rauchwolken auf; haushoch fliegen menschliche Glieder, Tote und Verwundete, Sandsäcke, Balken und ganze Unterstände, und ein übernatürliches Krachen läßt alles erschauern.

Zweimal noch wiederholt sich das grause Spiel. Ein wildes Etwas bezeichnet die Stelle, an der sich die Sappe erhob. Und jetzt wälzt sich auch schon, allen voran unser schneidiger Hauptmann, die Welle der Handgranatenwerfer darauf hin, und ein ohrenbetäubendes Krachen hebt an. Sie verriichten gute Arbeit, aber manchen ereilt auch die wohlgezielte Kugel aus tödlichem Hinterhalt. Doch schon nahen die Mäher. Die zweite Sturmvelle geht vor. Blutröt blitzen die blinkenden Seitengewehre im Abendsonnenscheine auf und fügen ihr grauiges Lied von Blut und Leichen, von knirschendem Wein und schreiendem Hirn.

Erschirmt ist die Sappe mit den angrenzenden Grabenabschnitten.

Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne küssen stolz und verheißungsvoll die tapferen Sieger, küssen mild und erbarmend die stillen Schläfer.

Aus einem russischen Gefangenenlager.

Einmal hatten wir den Plan gefaßt, unsern sibirischen Gefangenen außer der körperlichen Verpflegung auch geistige Nahrung zuzuführen. Man verstehe darunter nicht etwa die Beschaffung einiger Dekoliter Wutki, obwohl wir freilich damit einen ganz anderen Erfolg erzielt haben würden. Gute Bücher wollten wir für die Gefangenen besorgen, womöglich russische Uebersetzungen deutscher Autoren, die dazu geeignet schienen, ein kleines Licht in dem Dämmer eines Sibirierschädels anzuzünden, ihm einen schwachen Begriff deutscher Art und deutscher Kultur zu geben, der dann vielleicht im Frieden jenseits des Urals Samen und Saat tragen würde. Der Gedanke erschien gut; Theorie ist immer dann am meisten bezaubernd, wenn die Praxis sich die tollsten Vorkipränge vorbehält. Ach, man sollte niemals versuchen, Ideale in Wirklichkeit umzusetzen!

Zunächst einmal war es in der Kriegszeit nicht möglich, deutsche Werke in russischer Uebersetzung aufzutreiben; das einzige, was uns der Buchhändler in russischer Sprache vorlegen konnte, waren zwei Liebhaberansgaben von Tolstoi und Turgenjew, die mit wunderbaren Ledereinbänden auch einen entsprechenden Preis vereinten, der sich leider in noch höheren Bahnen bewegte als die ideale Kraft unseres Planes. Hätte hier nicht ein heller Kopf einen erleuchtenden Ausweg gefunden, wer weiß, vielleicht wäre unser hoffnungsloses Schifflein schon an diesem ersten Hindernis gestrandet. „Wir können ja ein deutsches Buch kaufen“, meinte der Erlauchte, „dann soll es der polnische Dolmetscher den Gefangenen auf Russisch vorlesen.“ Der Vorschlag fand großen Beifall, und nach religiösem Ueberlegen wählten wir „Wilhelm Meisters Lehr- und Wanderjahre“, zum lebhaften Bedauern des Buchhändlers, der uns gerne die beiden russischen Ladenblätter verkauft hätte. Der polnische Dolmetscher wurde dann genau instruiert und erhielt den Goetheband feierlich in die dreifigen Pforten gelegt. Wahrlich, wir warfen dabei eine Perle vor die Säue! Als wir nach Feierabend die Russenbaracke betraten, gewahrten wir auf einem der Tische einen matten Lichtschein und darum standen die Sibirier in ihren Pelzmützen in andachtsvoller Stille. Und auf dem Tische sah der Dolmetscher und las

feinen Volksgenossen vor aus Goethe'scher Weisheit? In Ein Häuschen hatten sich diese Russen gemacht aus dem Pappdeckeleinband mit eingeschnittenen Fensterlein und Türen, und darunter hatten sie ein Licht gestellt. Darum das andachtsvolle Publikum! Die Mäler des Buches waren spurlos verschwunden.

Einige Wochen später erhielten wir ein Angebot von einem kleinen deutschen Zeitung in russischer Sprache, die für Gefangenen gedruckt wurde. Das veranlaßte uns, die eben begrabene gute Idee wieder hervorzuholen. Diese Zeitung war vielleicht die beste Lösung der schwierigen Frage, denn die meisten unserer Sibirier Interesse haben; sie waren doch auch Soldaten und mußten Hunger darnach haben, zu erfahren, wie es draußen um die Sache ihres Vaterlandes stand. Sie ließen den Dolmetscher kommen und fragten, ob wir für sie sieben russischen Feldwebel siebenmal auf die Gefangenenzeitung abonnieren sollten. „Nein, nur fünfmal“, sagte der Dolmetscher. „Weshalb?“ „Weil nur fünf von den Feldwebeln rauchen. Wir brauchen das Papier für Zigaretten!“ — Der Gedanke an die Beschaffung geistiger Nahrung für die Sibirier versank endgültig ins Leere.



Luftige Ecke.

Drei einander fremde Reisende saßen im Speisewagen zugeteilt, als einer von ihnen sich an den zweiten mit der Frage wandte: „W-W-Wie w-w-weit ist es b-b-bis Potsdam?“ — Der Angeredete gab keine Antwort, sondern stand auf und verließ den Wagen. Der Stotterer wandte sich darauf an den dritten Herrn, der ihm die gewünschte Auskunft gab. Kurz darauf traf der dritte Herr den, der den Stotterer verlassen hatte, und sagte: „Hören Sie mal! Warum verließen Sie sich ohne Antwort, als Ihnen der Herr eine ähnliche Frage stellte?“ — „G-G-Glauben Sie, ich w-w-wäre ein v-v-paar an den k-k-kopf t-t-t-kriegen?“ war die Antwort.

Das Hotel stand in Flammen, aber der Ehemann behauptete, daß seine Frau das Zimmer nicht eher verließ, als sie vollständig angekleidet wäre. „Wir haben genügend Zeit“, sprach er zu ihr, „und ich lasse nicht zu, daß du so zum Spottfeld wirst, wie ich andere Frauen bei einem Feuer gesehen habe.“ — Er fuhr mit dem eigenen Ankleiden fort, während er seine Frau ermahnte, ja nichts zu vergessen. Als sie fertig angekleidet war, verließen sie das Zimmer und fanden das dem brennenden Gebäude die süßliche halb angekleidete Frau. Seine Frau mit Befriedigung betrachtend, bemerkte der Herr: „Nun, bist du nicht froh, daß wir uns die Zeit nahmen, anzukleiden?“ — „Ja, Schwab“, war die zärtliche Antwort der Frau. „Aber ich wollte, wir hätten noch eine Minute länger gewartet, damit du Zeit gehabt hättest, deine Hose anzuziehen.“

Ein Reisender, dessen Zug in einer Stadt hielt, die von einer besonderen Art Gebäudlichkeit berühmt ist, winkte auf dem Gang einen kleinen Jungen heran, gab ihm zwanzig Pfennige und bat ihn, ihm einen solchen Kuchen zu bringen und für ihn anderen Mädel sich selbst einen zu kaufen. Der Knabe kam zurück, Gelassen an einen Kuchen knabbernd, reichte er dem erstaunten Reisenden zehn Pfennige zurück und sagte: „War nur einer da!“

Hänschen ging in Begleitung seiner Gouvernante eine Straße, in der vor einem Hause Stroh gestreut war, und drinnen eine Schwertrank lag. „Fräulein“, fragte Hänschen, „warum haben sie all das Stroh hier hingeworfen?“ — „Das war die Antwort, Frau Koch hat letzte Nacht ein Baby bekommen.“ — „Das war aber gut eingepackt!“ sagte Hänschen.

Zwei Amerikaner prahlten gegenseitig mit ihrer Verwandtschaft. Sprach der eine: „Mein Vater hat eine große Farm in Connecticut. Sie ist so groß, daß er sich am Montagmorgen in den Stall begibt, um die Kühe zu melken, und einen Abschiedskuß gibt und nicht vor dem nächsten Sonnabend zurückkommt.“ — „Weshalb gebraucht er so lange dazu?“ fragte der andere. — „Weil der Stall so weit vom Hause entfernt liegt.“ — „Ja, das mag eine ziemlich große Farm sein, aber mit der verglichen, die mein Vater in Pennsylvania besitzt, ist es doch nur ein kleines Grundstück.“ — „Wie ist denn die Farm Ihres Vaters?“ — „Ja, sie ist so groß, daß mein Vater eine verheiratete Ehepaare in den Stall schickt, um die Kühe zu melken, und ihre Entstellinder bringen die Uhrmacher.“ — „Sie geht acht Tage ohne anzukommen.“ — „Himmel!“ rief die Dame aus, „und wie lange geht sie, man sie aufzieht?“